Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

urn:nbn:de:gbv:45:1-60877

Visual Library

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

V. Jahrgang. Dienstag, den 19. September 1848. № 75.

Bestellungen auf das nächste Quartal des „Beobachters" bittet man möglichst bald zu machen, damit die Exemplare vollständig geliefert werden können.

Volksschule, Kirche und — „Die Synode."

Wer von dem Wahn, daß die Volksschule nicht der Kirche, d. h. der Leitung und Beaufsichtigung der Geistlichen entzogen werden muß, noch nicht geheilt sein sollte, dem empfehlen wir als probates Arzneimittel das seit Kurzem hier in Oldenburg erscheinende Blatt: „Die Synode." Bleibt auch dieses Mittel ohne die gehoffte Wirkung, nun dann kann der Kranke sich nur als unheilbar betrachten und sich geduldig zu denen gesellen, welche den gottseligen Glauben besitzen, die Vernunft sei nichts anderes als die bösen Einwirkungen des Teufels, oder der Teufel selbst. Viel theologische Erbweisheit findet man in dem genannten Blatt abgelagert, Weisheit, die schon von uralter Zeit von Geschlecht zu Geschlecht in der Priesterkaste, aufbewahrt in alten vergilbten Büchern, fortgeerbt ist, und was nicht zu übersehen, rein und unverdorben, d. h. ohne die verderblichen Schlacken, welche die wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit abgeworfen. Wir empfehlen hier zwar eine Kurmethode, die Neuzeit, die homöopatische, deren oberster Grundsatz ist, Aehnliches durch Aehnliches heilen; doch wir setzen aber auch voraus, daß der Kranke in der Verehrung des Alten noch nicht soweit gekommen, wie eine im Jahre 1832 bei Lausanne entstandene religiöse Secte, welche alles seit Christo Gewordene verwarf, deshalb ohne weiteres die Briefpost abschaffte und selbst die Bibel verbrennen wollte, weil die Buchdruckerei zu Christo Zeit noch unbekannt gewesen.

Einige Pröbchen von den Argumenten, womit die „Synode" ficht, glauben wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen; sie sind zu originell, als daß sie nicht einer möglichst weiten Verbreitung würdig sein sollten. So wird in Nr. 19. unter anderem gesagt: „Der Staat ist ein Organismus des Volkes. In diesem Staatsorganismus bestehen andere Organismen, das sind die verschiedenen religiösen Gesellschaften, worunter auch die protestantische Kirche gehört. Diese ist so gut ein Organismus wie der Staat. Kein Organismus kann sich dem andern unterwerfen, weil er dann aufhören würde, autonom zu sein. Ergo kann die protestantische Kirche sich nicht dem Staate unterordnen, es sei denn durch einen Vertrag, was sie aber nicht darf, wenn sie nicht einen Mord an sich selbst begehen will." — Wenn wir uns erlauben, dem geehrten Verfasser hierauf etwas zu erwiedern, so ist diese Dreistigkeit einem organischen Fehler unserer Individualität zuzuschreiben, der uns nie so weit hat kommen lassen wollen, den Worten der Geistlichen einen unbedingten Glauben zu schenken; in Wahrheit gestanden, an Wollen hat es uns in dieser Beziehung nicht gefehlt, nur an Können, und müssen wir deshalb um geneigte Nachsicht bitten. Beim Lesen obiger Zeilen fiel uns nämlich der höchst unfromme Gedanke ein: hätte der ehrwürdige Verfasser an einem schönen Abend seine Nase, statt in ein altes vergilbtes Buch, in Gottes schöne freie Natur gesteckt dann würde ihm, wenn nicht gar zu blind für dergleichen Sachen, gewiß nicht entgangen sein, daß in dem großen Weltorganismus Milliarden von Organismen in harmonischer Eintracht neben und durch einander sich bewegen, weil, ja weil sie alle dem großen Weltorganismus untergeordnet sind. Hätte er ferner dann einen Blick in den inneren Organismus eines Staates geworfen, so würde er auch da gefunden haben, daß in diesem Organismus Hunderttausende von Organismen, nämlich Menschen, bunt neben und durch einander sich bewegen und dies um so harmonischer, je mehr sie alle dem Organismus des

Landesbibliothek Oldenburg

Ganzen, des Staates, sich unterzuordnen verstehen. Daß wenn diese kleinen Organismen sich auch um verschiedene größere Organismen, die Kirchen, sammeln, diese größeren Organismen sich doch mit ihren Angehörigen dem Staatsorganismus unterwerfen müssen, wenn sie nicht Störung in dem letzteren hervorrufen wollen, gleich wie am Firmament die Sonnen mit ihren Planeten dem Weltorganismus.

Doch lassen wir das, die Kirche will frei sein, will nichts mehr mit dem Staate zu thun haben und ein falsches Argument dafür ist zu unwichtig, als daß darüber viele Worte zu verlieren sind. Die protestantische Kirche will frei sein? — Nun ja, die allgemeine Prediger-Versammlung hat sich darüber offen und frei ausgesprochen. — Doch wohl in Auftrag und Vollmacht der Gemeinden, weil die Geistlichen nicht Herren, sondern nur Diener der Kirche sind? — Das eben nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Gemeinden selbst eine solche Forderung nicht stellen, und ein Bedürfniß dafür bei ihnen bis jetzt noch gar nicht erwacht ist. — Dann steht aber die Forderung der Prediger nicht auf moralischen Füßen, denn sie allein bilden doch nicht die Kirche? — Hierauf können wir keine bestimmte Antwort ertheilen, weil wir nicht gewiß wissen, ob nicht in jüngster Zeit auch in der protestantischen Kirche einer der Grundsätze der irischen Staatskirche: „Eine Gemeinde ist für die Existenz der Kirche nicht nothwendig; der Glaube, daß eine Geistlichkeit Laien voraussetze, hinsichtlich der anglikanischen Kirche irrig" — sich Geltung verschafft hat. Entschuldigen Sie noch eine Frage: warum verlangen denn die Geistlichen die Freiheit der Kirche? — Vieles haben wir kürzlich darüber lesen müssen, doch will es mir scheinen, daß hauptsächlich folgender Grund die Veranlassung ist. Es hat sich in der Geschichte die Kunde fortgepflanzt, daß es eine Zeit gegeben, wo die Geistlichen hoch in Ansehn und Verehrung und die Gemeinden in frommer Abhängigkeit zu ihnen standen, kurz, wo die Geistlichen unbeschränkte Herren der Gemeinden waren. Alles dieses hat sich umgewandelt und nur die Erinnerung an diese schöne Zeit ist den Geistlichen geblieben. Was Wunder, wenn sie sich nun in solche brillante Verhältnisse zurücksehnen, die alte schöne Zeit zurückwünschen. Vorzüglich die jüngeren Theologen, namentlich solche, welche das Glück gehabt, in Berlin oder Halle unter Hengstenberg, Tholuck und Consorten ihre gottesgelehrten Studien zu machen, erheben voller Glaubenseifer stolz ihr Haupt und halten sich stark genug, die alte schöne Zeit zurückführen zu können. Da solchen Bestrebungen unsere bisherige Regierung nicht sehr zugethan gewesen und daher keine besondere Unterstützung hat angedeihen lassen, wird sie nun tüchtig von den jungen theologischen Hitzköpfen heruntergemacht. Von einer freien Staatsregierung glauben diese Herren nicht der geringsten Unterstützung, vielmehr Behinderung entgegensehen zu müssen, deshalb bemühen sie sich vorerst, der Kirche, d. h. sich selbst, eine Stellung im Staate zu erringen, auf der sie sich frei und unbehindert bewegen können. Mit Hülfe der Schule, welche sie sich unter keiner Bedingung nehmen lassen wollen, der Kanzel und der Synoden, und voll Vertrauen auf die Dummheit der Massen glauben sie dann sicher und bald ans Ziel zu gelangen.

Damit wir uns nicht den Vorwurf der Verdächtigung aufladen, brauchen wir hier wohl nur folgende Stelle aus der gedachten Nummer der „Synode" anzuführen. „Die Schule ist ein der Kirche unentbehrliches Institut, sie ist ihre religiöse Erziehungsanstalt und wenn auch der Staat ohne Schule nicht gedeihen kann, so hat er doch nicht das Recht, den ihrem Wesen begründeten und aus ihm hervorgehenden Ansprüchen der Kirche entgegen zu treten, d. h. die Schule für sich verlangen. Sollte der Staat einen Unterricht in der Schule für nöthig halten, dessen die Kirche für sich nicht bedarf, z. B. den Unterricht in seinen wichtigsten Gesetzen und Einrichtungen, in der Landesgeschichte ꝛc., so wird die Kirche gewiß bereit sein, darauf einzugehen." — Heißt das etwas anderes, als die Kirche ist die erste Gewalt, der Staat die zweite, und ferner: der Staat kann in Bezug auf die Schule nur Wünsche haben, die von der Kirche, wenn solche ihr genehm sind, auch gewährt werden sollen. „Schlitzt jeden protestantischen Priester auf, sagt ein witziger Kopf, und ihr werdet immer ein kleines Päpstlein zu sehen bekommen" — und wir sind der Meinung, der Mann hat nicht ganz Unrecht.

Wir haben das volle Vertrauen zu dem gesunden Sinn, welcher in unserer constituirenden Versammlung herrscht, daß der Kirche sowohl als der Schule diejenige Stellung im Staate wird, die jede Priesterherrschaft von vorn herein unmöglich macht. ⊙

Wie der Teufel im Kreuzhause sich im Spiegel erblickt.

Mit so ruhigem, kaltem Blute auch mein Held seine Thaten verrichtete, gefühllos bei dem Elende Anderer, so hatte er doch einmal eine Stunde, in welcher sein Amphibienblut einen etwas rascheren Lauf nahm.

Landesbibliothek Oldenburg

Doch geschah dies nicht etwa aus Reue oder Schmerz über sein bisheriges Treiben, bewahre, es war ein ganz anderer Umstand, der sein Blut in Wallung brachte — er erblickt sich nämlich im Spiegel; er sieht sein eignes, getreues Conterfei, wie es leibt und lebt, und davor prallt er überrascht zurück, bestürzt über einen Anblick, der ihm Züge aus seinem unwürdigen Leben vorhält; ein Leben, was doch nur ihm, nur seinem Schatze, seinem Goldhaufen, gewidmet war.

Sich wundernd, daß Andere mit seinem Treiben so bekannt seien, daß die seiner Ansicht nach so fein gesponnenen Fäden ans Tageslicht gezogen und belächelt werden, ruft er voller Wuth: „Wer wagt es, mir einen solchen Streich zu spielen; wer mag es sein, mir, der ich doch Geld habe, mein Bild und meine Vergangenheit vor die Augen zu führen?“ — Knirschend vor Wuth schleicht er sich von dannen — nur Rachegefühle entsteigen in diesem Augenblicke seiner Brust.

„Geld, Geld! du sollst mir jetzt dienen. — Doch halt, dich wandern zu sehen, das kann ich nicht ertragen. — Wandern, wandern!“ wiederholt er nochmals und ein Kreuz- und Querzug, bei welchem er seine Teufelskünste und Kniffe im größten Maßstabe angewandt hatte, steht lebhaft vor seiner schwarzen Seele.

„Rache, Rache! diese muß mir werden; an Allem, was Mensch heißt, will ich sie üben!“

So ähnlich war sein Selbstgespräch — und seine Gesichtszüge? — Nur der Feder eines Eugen Sue würde es möglich sein, diese in ihrem wahren Ausdruck wiederzugeben; die meinige ist zu schwach dazu und will ich deshalb nur andeuten, daß sie der Art waren, daß alle ihm Begegnenden ausriefen: „Der Teufel, der Teufel!“ und ihm eiligst aus dem Wege gingen.

Statt nun einzuhalten, die Armen zu schinden, sie lieblos und hart zu behandeln, schien er von da an erst recht seine Freude daran zu haben. Seinen Schatz, sein Geld, zu vermehren, dazu scheint ihm nach wie vor jedes Mittel, jeder Weg erlaubt.

In sein einsames Häuschen, worin er als Wache förmlich eingekerkert ist, folgt ihm kein Mitleid. „Nein, der verdient den Pranger!“ rufen Alle, selbst auch die, die noch nicht das Unglück hatten, von ihm gedrückt zu werden.

Hierin, liebe Leser, habt Ihr wiederum ein schwaches Bild von meinem Ritter von der traurigen Gestalt, mit dessen Schilderung ich versprach, von Zeit zu Zeit hervorzutreten, bei der ich jedoch heute schon wieder abbrechen muß, wiewohl ich gern noch einige Worte gesagt hätte; denn ich bin der Meinung, daß das Vorführen eines Teufels in Menschengestalt so heilsam für die Menschheit ist, wie das eines Engels.

Für heute deshalb Adjö. Nächstens mehr.

Sch....., am Tage als der erste Ochse sich vor Wuth ein Horn abstieß. r.

Die Aufhebung der Sonderbunde

In denjenigen Oertern, wo entweder der Geist der Abgeschlossenheit sich in Clubs forterbt oder auch neu ersteht, wie dies häufig der Fall ist, kann unmöglich an ein harmonisches Leben, an eine Hebung des Handwerkerstandes gedacht werden, man verkennt in solchem aristokratischen Geiste durchaus das Jahr 1848, dessen Frühling „Brüderlichkeit“ auf dem Schilde führte. Soll die Brüderlichkeit zur vollen Wahrheit gedeihen, so muß die Existenz eures Absonderungssystems aufhören, die Riegel vor den Clubthüren müssen zurückgeschoben werden und die Verschmelzung von Schützen- Bürgern mit den Bürgerwehren stattfinden.

Den Adel wollt ihr, eurer Selbstsucht wegen, mit der Wurzel ausrotten, und doch stellt ihr euer vermeintliches aristokratisches Uebergewicht noch dem Handwerkerstande entgegen, bekundet solches durch die Schranken der Clubs, deren Schwellen zu überschreiten häufig nur stupiden Geldaristokraten erlaubt ist, die aber kein schlichter intelligenter Handwerksmann betreten darf.

Euer Motto war im letzten Frühling: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ — Nun ja, habt ihr nicht geheuchelt? oder wolltet ihr blos mit der Pariser Mode auswärtigen Orten den Schein eures Glanzes zeigen? oder war es vielleicht Absicht, vor den Angriffen des sogenannten Janhagel Sicherheit zu finden?! —

Dem sei wie ihm wolle, das Jahr 1848 hat Barrieren gebaut und Stände-Unterscheidungsschranken demolirt, und wird es auch verstehen, die Gleichheit nach der Abstufung der intelligenten Befähigung zu wahren; daher fort mit der Sonderbündlerei und Clubabschließerei.

Ein Volksfreund.

Hier in Atens

dürfen wir des Abends nicht mehr ruhig zu Bette gehen, sondern müssen jeden Augenblick befürchten, durch Feuerlärm geweckt zu werden. Gestern brannte ein Haus ab und war das Feuer in einem Schweinestall angegangen. Heute Morgen sah man wieder den Schweinestall des Landmann Geil rauchen, woselbst eine glühende Kohle in ein betheertes Tau gewickelt unterm Dache gefunden ward; dem Ausbruch des Feuers wurde noch glücklicher Weise vorgebeugt.

Wie mags dieſen Winter noch gehen? — und doch können die Reichen sich nicht dazu entschließen, etwas ordentliches für die Arbeiter zu thun; nur wenige Arbeiter sind so gestellt, daß sie bei Fleiß und Gesundheit etwas überverdienen können. Die Abbehauser Schulacht kann sich nicht entschließen, das Schulgeld aufzuheben, der Amtmann, Hergen Tantzen und überhaupt viele reiche Mitglieder waren dagegen und beschlossen, denen, die unter 5 ℛ jährlichen Armenbeitrag geben, könne auf Reclamation das Schulgeld erlassen und dies aus einem Armenfundus bezahlt werden; doch wenige wollen davon Gebrauch machen. Dahingegen wurde hier in Atens in einer Schulachts-Versammlung die Aufhebung des Schulgeldes fast einstimmig (bis auf Fr. Müller und Adolph Müller) beschlossen; erwägend, daß wenn erst das Schul-

Landesbibliothek Oldenburg

geld aus der Armencasse erstattet wird, auch der Schritt, sich an die Armencasse zu wenden, leichter wird.

Altens, den 13. Sept. Ein Altenser.

Die Versammlung der Unterbeamten im Neuenhause.

Durch die „Oldenburgischen Anzeigen" war zu dieser Versammlung auf den 14. September eingeladen. Nachdem der Revisor Lipsius den Vorsitz übernommen und von der Versammlung bestimmt worden, daß die Verhandlungen öffentlich sein sollten, wurden die beanstandeten Paragraphen 91. und 98. des Staatsgrundgesetz-Entwurfs vorgelesen, nach welchen 1) „jeder Staatsbeamte (Richter ausgenommen) während der ersten drei Jahre nach dem Eintritt in den Staatsdienst zur Erprobung seiner Fähigkeit und Würdigkeit dienen muß und nach Ermessen vom Großherzog ohne Pension wieder entlassen werden kann, — und 2) das Gesetz diejenigen unteren Staatsämter zu bezeichnen hat, wozu die Anstellung auf Kündigung erfolgt." — Nach einer lebhaften Debatte wurde es für nöthig erachtet, daß in dem Staatsgrundgesetze die Bestimmung mit aufzunehmen sei, daß durchaus kein Unterschied unter den Staatsdienern gemacht werden könne. Einzelnen dürfte eine Bestallung nicht gegeben, es müßten Alle damit versehen werden. Auch hätte ja in den 25 Jahren, seitdem die Bestallung für die Subalternen aufgehoben wäre, sich kein einziger Fall herausgestellt, wo die Regierung von dem Rechte der Dienstkündigung Gebrauch gemacht habe. Es wurde dann die Frage gestellt, ob ein desfallsiges Gesuch an den Großherzog oder an die jetzige Ständeversammlung gestellt werden solle? Die Mehrheit entschied sich für letzteres. Schließlich wurde noch eine aus 4 Personen bestehende Commission zur Entwerfung der desfallsigen Eingabe gewählt, welche am nächsten Montag Abends 8 Uhr im Neuenhause vorgelesen und wo möglich gleich unterzeichnet werden soll.

Oldenburg 1848, Septbr. 15. 4.

Kurze Nachricht von unsern Truppen.

(Uns brieflich mitgetheilt.)

Hamburg, den 14. Septbr. 1848. Diesen Morgen erhielten wir in Oha (3 Meilen von Hamburg) den Befehl, wie es mit der Mannschaft während der Zeit des Waffenstillstandes gehalten werden solle. Darnach kehren das erste und zweite Bataillon, wie auch die 5 ältesten Jahresclassen des dritten Bataillons, nach Oldenburg zurück. Daselbst werden die 5 ältesten Jahresclassen aller Bataillone beurlaubt werden. Das dritte Bataillon mit einer Stärke von 2 Jahresclassen (1847 und 1848) wird nach Eutin verlegt und tritt morgen früh den Marsch dahin an. Ob nur die Stadt Eutin oder auch die umliegenden Dörfer belegt werden, ist noch unbestimmt.

Die verschiedenen nach Oldenburg designirten Abtheilungen werden nicht zusammen daselbst eintreffen; die letzten Truppen also schwerlich vor dem 1. k. M.

Diesen Morgen 6 Uhr marschirten wir aus Oha und kamen um 12 Uhr in Hamburg an, wo wir volle 3 Stunden unter freiem Himmel stehen mußten. Ein starker kalter Regen machte uns dies sehr unangenehm, weshalb ich denn in diesem Augenblick auch wenig zum Schreiben aufgelegt bin.

Leben Sie wohl ꝛc. n.

Gedanken eines Oldenburgers.

Wir erwarten unsere Truppen, wenigstens zum Theil, schon im Laufe dieser Woche aus Schleswig zurück. Gewiß werden viele über die Rückkehr derselben erfreut sein, namentlich diejenigen, denen durch den Ausmarsch ihre Ernährer entzogen wurden. Es kann, wird und darf nicht ausbleiben, daß wir die Zurückkehrenden mindestens eben so freundlich und herzlich wieder empfangen, als wir sie entlassen haben, und es sind, wie man hört, auch die Vorbereitungen dazu bereits getroffen. — Freilich kommen unsere Krieger grade nicht siegreich und ruhmgekrönt zurück; das ist aber nicht ihre Schuld, sondern es fällt denjenigen zur Last, für die man ausrufen muß: „Deutschland, vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten!" — Jetzt wissen sie freilich, was sie gethan haben — jetzt ist's aber **„zu spät"**. — Wer — frage ich — sieht jetzt, nachdem endlich bei Vielen die Thorheit dem Verstande Platz gemacht, nicht ein, daß Deutschland durch den dänischen Krieg einen seiner dummsten Streiche begangen hat? — Kehren die deutschen Truppen auch nicht mit Schimpf und Schande zurück — denn sie haben sich da, wo es galt, mit Ehren betragen — so hat sich Deutschland doch vor dem Auslande durch seine falschen Enthusiasten mindestens lächerlich machen und an der Nase herumführen lassen; für die Zukunft wird ihm das eine Lehre sein — und auch die Schleswig-Holsteiner sind wahrscheinlich zur Erkenntniß gekommen. — Wir möchten jetzt um jeden Preis den Frieden, und sollte es auch um den der Ehre sein — und das ist unsers Erachtens viel. Der deutsche Michel muß es also, wohl oder übel, machen wie jener Fromme — er muß, nachdem er einen Streich auf die rechte Backe erhalten, auch die linke zu einem zweiten Streiche hinhalten. — Genug, unsere Truppen kehren nach Wochen, ja Monate langem Nichtsthun zurück und höchst wahrscheinlich, was auch sehr natürlich ist, nicht in dem guten Zustande, in dem sie uns verlassen haben. Es wird nur dieser wenigen Worte bedürfen, um laut gewordenen Besorgnissen vorzubeugen. Wie man hört, sollen die Mannschaften nicht in die Stadt, sondern gleich in die Kasernen gelegt und auch alsbald beurlaubt werden. Zweckmäßigeres könnte unsers Erachtens in dieser Beziehung nicht geschehen. —o—

Berichtigung. Aus Versehen ist bei der Numeration d. Bl. Nr. 75—78 statt: 71—74 gedruckt.

Redacteur: Wilhelm Calberla. — Schnellpressendruck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

V. Jahrgang. Freitag, den 22. September 1848. № 76.

Bestellungen auf das nächste Quartal des „Beobachters" bittet man möglichst bald zu machen, damit die Exemplare vollständig geliefert werden können.

Einiges zur Vetofrage.

Wenn auch der Verfassungsentwurf das unbedingte Veto dem Fürsten zuweiset, so läßt sich doch wohl mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß unsere constituirende Versammlung sich für das bedingte Veto aussprechen wird, weil ein großer Theil der Mitglieder der Versammlung der 34, die sich bekanntlich fast mit Stimmeneinhelligkeit für letzteres entschieden, wieder in jene Versammlung gewählt ist, und mancher von den neuen Volksvertretern diesen beistimmen wird. Man hat uns gesagt, die Versammlung der 34 habe die Vetofrage nicht für überaus wichtig gehalten und sich deshalb nur für das bedingte Veto ausgesprochen, um dadurch in anderen wichtigeren Fragen die Zustimmungen der Staatsregierung zu erhalten. Wir können dem keinen Glauben schenken, können unmöglich von den Männern der letztgedachten Versammlung eine so geringe Meinung hegen, daß sie mit der Staatsregierung um die Rechte des Volks haben förmlich feilschen wollen; nein, wir glauben uns überzeugt halten zu dürfen, daß diese Männer die ganze Wichtigkeit der Vetofrage begriffen, und sich nur deshalb für das bedingte Veto ausgesprochen haben, weil das Wohl des Landes dieses durchaus erheische. Wo es gilt, die Rechte des Volks und des Fürsten festzustellen, da giebt es keinen wichtigeren folgereicheren Beschluß, als eben grade den über die Vetofrage. Giebt man dem Fürsten das unbedingte Veto, so wird die ganze weitere staatliche Entwickelung, jede Gesetzesveränderung dem entscheidenden Willen eines Einzelnen, oder richtiger, wie die Erfahrung zeigt, in der Regel einer Hofcamarilla anheimgegeben, und das möchte doch sehr bedenklich erscheinen.

Wer nicht blind für dergleichen Sachen ist, wird gewiß mit uns darin übereinstimmen, daß der Bildungszustand eines Volkes nothwendig die Staatsform, die ganze Gesetzgebung bedingt und daß, je gebildeter ein Volk ist, desto freier die Staatsform, desto freisinniger die Gesetze sein müssen. Weil nun der Bildungszustand der Menschheit ein immer fortschreitender ist, so muß nothwendigerweise auch die Staatsform eine immer freiere, die Gesetzgebung eine immer freisinnigere werden, oder mit anderen Worten, je mehr der Bildungszustand des Volkes steigt, desto mehr muß die Machtvollkommenheit der Regierung in die Hand des Volkes zurückgehen. Kann es nun wohlgethan sein, die ganze weitere staatliche Entwickelung von der Zustimmung eines Einzelnen abhängig zu machen, dessen Macht und Wille durch jeden Fortschritt in der Staatsform in immer engere Grenzen gezogen wird? In jedem Menschen liegt das Streben, seinen Wirkungskreis, seine Macht immer weiter auszudehnen, und es ist daher ein widernatürliches Verlangen, der Fürst solle selbst seine Macht zum Nutzen und Frommen Anderer immer mehr beengen. Nur seltene, ausgezeichnete Geister besitzen dazu die erforderliche Selbstverleugnung und Selbstüberwindung. Kann ferner da von Volkssouverainetät die Rede sein, wo das Volk durch seine Vertreter nicht einmal das unbedeutendste, unwichtigste Gesetz ohne die Zustimmung eines Einzelnen, der der Ansicht ist, daß er über dem Volke steht, kann in Kraft treten lassen?

Wer auch nur in einem Geschichtsbuch etwas herumgeblättert hat, wird wenigstens so viel aus demselben herausgelesen haben, daß in solchen Staaten, wo der Wille des Fürsten absolut ist, d. h. wo es in dem Willen dieses Einzelnen liegt, innerhalb welcher Staatsform, welcher Gesetze das Volk sich bewegen soll; immer die Gesetzgebung sehr weit hinter den Bedürfnissen dafür zurückgeblieben und in der Regel nur dann ein nennenswerther Fortschritt darin gemacht worden ist, wenn die staatlichen Verhältnisse in einen so erbärmlichen zerrütteten Zustand gerathen waren, daß das Volk sich genöthigt sah, durch eine Revolution sich aus seiner

Landesbibliothek Oldenburg